

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 144. Bromberg, den 22. Juli 1927.

Bluff.

Kriminal-Roman von H. Heyermans.

(12. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Elftes Kapitel.

Worin Klothilde eine etwas hochtrabende Rolle spielt, Nathan Duporc einige nächtliche Besuche abstattet, bei Mondenschein auf dem Damm ein paar gewaltige Luftsprünge macht und die Connie vom Notar die Feuerwehr alarmiert.

Als Klothilde Rondeel, nachdem sie die letzten Erinnerungen an ihren Vater vor sich auf den Schreibtisch gelegt hatte, sich dem Kriminalkommissar endlich wieder zuwandte, war sie noch bleicher als in dem Augenblick, da sie ihm unter der Tür entgegengetreten war.

„Ich danke Ihnen, Herr . . .", sprach sie langsam und streckte die Hand nach der Visitenkarte aus, um sich nicht in dem Namen zu irren; sie vermochte noch kaum ihre Gedanken zu sammeln.

„Duporc", kam er ihr zu Hilfe.

„Herr Duporc", fuhr sie fort. „Es ist außerordentlich liebenswürdig von Ihnen, daß Sie sich noch so spät am Abend zu mir bemühen, um mir diese Andenken auszuhändigen. Ich weiß wirklich nicht, auf welche Weise ich mich Ihnen dafür erkenntlich zeigen kann . . ."

„Indem Sie mir ein paar Informationen erteilen, mit denen ich bestimmt keinen Mißbrauch treiben werde", antwortete er rasch. Und ohne dabei eine bestimmte Absicht zu verfolgen, fixierte er sie auf die nicht ganz taktvolle Art eines Beamten, der eine Untersuchung leitet und in seinem Eifer die tragischsten Umstände wie etwas ganz Alltägliches anzusehen pflegt.

„Wenn Sie nicht allzu lange . . . .", sagte sie, während sie sich ermattet zurücklehnte.

„Nicht länger, als Sie selbst es mir gestatten, Fräulein Rondeel" antwortete er verbindlich. „Und wenn ich mich vielleicht genötigt sehen sollte, Dinge delikater Natur zu berühren, so werden Sie doch ohne weiteres verstehen, daß ich ex officio . . . ." Latein war nicht seine starke Seite.

„Bitte fragen Sie . . .", sagte sie leise.

Die kostbare Westminster-Standuhr, die kleinste, die der Kommissar je in seinem Leben gesehen hatte, schlug mit ihrem silbernen Schlag ½10, und von der Wand schaute das lebensgroße Bildnis des ermordeten Artur Rondeel, sein kluges, junges Gesicht mit den dunklen Locken (die nichts davon verrieten, daß der Bankier sich in den letzten Jahren eines Haarfärbemittels bedient hatte!), mit dem gepflegten Schnurrbart und dem Knebelbart à la Napoleon III., in sein luxuriöses Zimmer herab. Die Tochter mit ihrem feinen Profil sah ihm zweifellos ähnlich.

„Hat Ihr Herr Vater", begann Duporc, nachdem die letzte Schwingung der winzigen Standuhr verklungen war, „niemals geahnt, was für eine minderwertige Persönlichkeit er zu seinem Vertrauten auserwählte?"

Sie schüttelte den Kopf, ohne die Augen zu öffnen.

„Es ist wirklich ärgerlich", sagte er mit besonderem Nachdruck, „daß ein solcher Verbrecher zu einem so generösen Mann, wie es Ihr Herr Vater war, Zutritt finden konnte. Ich habe in meiner langjährigen Praxis mit viel elenden Kreaturen Bekanntschaft gemacht. Eine ausgesuchte Kollektion von Mördern und Spitzbuben ist mir unter die Finger gekommen. Aber ich kann mich doch nicht erinnern, jemals so einen Fall wie diesen erlebt zu haben. Solch ein von langer Hand vorbereitetes Verbrechen, wobei einem geradezu der Verstand still steht. Der gewissenloseste Schurke ist manchmal zu entschuldigen; er kann sich auf Dinge berufen, die seine abscheuliche Handlung irgendwie rechtfertigen. Dieser junge Mann aber aus guter Familie, mit einem Einkommen, um das manch einer ihn beneiden könnte, ist das reine Raubtier, ein dreiviertel Wahnsinniger . . ."

Sie regte sich kaum. Was für einen Zweck hatte es, daß er ihr dies sagte?

„In jedem Fall", fuhr Duporc fort, der wohl fühlte, daß er noch nicht den richtigen Punkt getroffen hatte, „soll der Verbrecher seiner Strafe nicht entgehen. Sein Signalement ist, während ich Ihnen hier gegenübersitze, schon in alle Welt hinausgeschickt. Ich erwarte jeden Augenblick ein Telegramm, daß er verhaftet ist. Darf ich jetzt meine erste unbescheidene und nicht gerade angenehme Frage an Sie richten: Hat dieser Herr Jan Kikker Ihnen früher einmal den Hof gemacht?"

Sie wurde plötzlich aufmerksamer und blickte ihn mit gequälten Augen an.

„Warum fragen Sie das? Das hängt doch in keiner Weise mit dieser schrecklichen Begebenheit zusammen . . ."

„Sind Sie dessen so sicher?"

„Vollkommen sicher . . . ."

„Mit anderen Worten: Sie geben zu . . "

„Ich gebe gar nichts zu!" unterbrach sie ihn rasch. „Und wie dem auch sei, so muß ich Sie dringend ersuchen, gewisse Themen nicht zu berühren. Ich bin krank und nervös und empfinde durchaus keine Lust, Ihnen auf alles zu antworten."

„Ich frage ja nur, ob er Ihnen früher einmal den Hof machte", fuhr Duporc beharrlich fort. „Es ist ja selbstredend, daß solch eine Frage Sie peinlich berühren muß; aber ich hatte doch nun einmal sofort den Eindruck, daß hier eine Racheakt vorliegt . . . ."

„Ach nicht doch, Herr Duporc! Wer sollte sich wohl auf solche Art rächen?"

„Die Praxis lehrt uns, daß Racheakte häufig auf die scheinbar unerklärlichste auf geradezu krankhafte Art verübt werden. — Liebte er Sie, Fräulein Rondeel? . . . ich meine: vor Jahren . . . ."

„Das weiß ich nicht . . . und das interessiert mich auch gar nicht . . . ."

Der Besucher schwieg einen Augenblick, dann fragte er ganz leichthin, als spräche er vom Wetter:

„Liebten Sie ihn?"

Sie erhob sich zornig. Es sah fast so aus, als wollte sie ihm ohne weiteres die Tür weisen.

„Das ist impertinent!", sagte sie mit beinahe heiserer Stimme: „Sie vergessen, daß ich verlobt bin, daß ich im Begriff stehe, mich zu verheiraten . . . ."

„Verzeihung, ich vergesse gar nichts", antwortete er und erhob sich gleichfalls. „Aber Ihr Gedächtnis scheint Sie im Stich zu lassen. Sie haben, wenn ich mich nicht irre, Ihre Verlobung mit dem jungen Herrn Jones heute morgen gelöst . . ."

„Wer behauptet denn solchen Unsinn?" fragte sie leichenblaß.

„Das habe ich mir selbst gesagt", antwortete er, denn keinen Augenblick dachte er daran, etwa den braven Diener zu verraten.

„Sie phantasieren", antwortete sie halblaut.

„Durchaus nicht", entgegnete er. „Ich frage Sie nur in aller Ruhe, was für ein Interesse Sie daran haben könnten, eine so leicht begreifliche Tatsache wie die Lösung Ihrer Verlobung zu leugnen. Glauben Sie denn vielleicht, so

etwas könnte auch nur eine Viertelstunde lang geheim bleiben?"

„Ich muß Sie jetzt aber wirklich bitten", sagte Klothilde kurz und bündig und nahm eine hochmütig-ablehnende Haltung an, „diese Unterhaltung zu beenden! Ich habe Sie trotz meiner Abgespanntheit und meines Kummers empfangen wollen, aber ich weigere mich, auf eine solche Art von Fragen Antwort zu geben, wie Sie das ganz berufsmäßig als selbstverständlich anzunehmen belieben."

„Das tue ich allerdings berufsmäßig", antwortete er ruhig. „Aber diese Annahme scheint mir in jedem Fall verständlicher als die seltsame Tatsache, daß die Tochter den Mörder des Vaters in Schutz zu nehmen sucht . . ."

Diese mit ganz raffinierter Berechnung vorgebrachte Bemerkung saß. Mit einer durchaus ungekünstelten Entrüstung, hochrot im Gesicht, sprang Klothilde auf, um dem Diener zu klingeln, damit er dem unangenehmen Besuch die Türe wiese.

„Wie es Ihnen beliebt", sagte Duporc, während er sich steif verneigte.

Aber sie hatte die Hand noch nicht auf den Klingelknopf gelegt, als auch schon an die Türe geklopft wurde und der Diener von selber eintrat.

„Ich bitte um Verzeihung", sagte er, „aber hier ist ein dringendes Diensttelegramm für diesen Herrn. Der Bote, der anscheinend wußte, daß sich der Herr hier befindet, wartet unten auf den unterschriebenen Empfangsschein."

„Sie gestatten . . .", sagte Duporc. „Es war der zuständigen Stelle bekannt, daß ich mich zwischen neun und zehn Uhr hier aufhalten würde, und ich sagte Ihnen ja schon, daß ich eine Depesche erwartete . . ."

In der lautlosen Stille unterschrieb er, während Klothilde ihm gespannt horchend den Rücken zukehrte, und gab darauf dem Diener einen Wink, sich zu entfernen.

„Ich hatte Sie doch deutlich genug ersucht, mich nicht länger zu stören!" sagte Artur Rondeels Tochter nervös und zornig.

Langsam, fast phlegmatisch, erbrach er das Telegramm, las es dann rasch und reichte es ihr ohne ein Wort.

Mit starren Augen las sie den dürren Inhalt:

„Siebenstern, Polizeipräsidium, Amsterdam.

Der verstümmelte Körper des Bankiers Artur Rondeel gefunden. Von dem flüchtigen Mörder Jan Kikker noch keine Spur. Verduin, Kriminalkommissar. Dordrechter Polizei."

Einen Augenblick stand Klothilde ganz verzweifelt da. Dann stieß sie einen Schrei aus, der auch den unempfindlichsten Menschen hätte rühren müssen, und wankte. Und wenn Duporc sie nicht rechtzeitig in seinen Armen aufgefangen hätte, wäre sie mit dem Kopf auf die scharfe Ecke des Schreibtisches aufgeschlagen.

Er legte sie vorsichtig in den Sessel, auf dem sie gesessen hatte, und bevor er ihr mit Wasser oder etwas anderem in solchen Situationen Gebräuchlichen zu Hilfe kam, benahm er sich wie ein durchtriebener Schelm, tat, wie nur jemand, der keine Spur von Takt und selbstverständlichem Anstand besitzt, einer wehrlosen Frau gegenüber hätte handeln können: er durchmusterte mit den flinken Bewegungen eines berufsmäßigen Taschendiebes die Telegramme auf dem Schreibtisch, las den angefangenen Brief und besah sich die Adresse eines zweiten, den sie geschrieben und schon versiegelt hatte.

Das Porträt an der Wand blickte vernichtend auf die Hände herab, die so schändlich verfuhren; aber auch wenn Artur Rondeel selber sich in allernächster Nähe in seinem noch nicht geschaufelten Grabe umgedreht hätte: Nathan Marius Duporc kannte kein Erbarmen, wenn er eine Spur verfolgte.

Keines der vielen Telegramme mit Namen aus den ersten Handels- und Finanzkreisen fesselte seine Aufmerksamkeit länger, als nötig war, um sie in der gleichen Reihenfolge wieder zur Seite zu legen.

Eines aber, das in Roosendaal 10 Uhr 15 Minuten aufgegeben war und nichts anderes enthielt als die Trostworte:

„Mein herzlichstes Beileid. Gott gebe Dir Kraft, den furchtbaren Schlag zu tragen. Dein Dir treu ergebener René Rana" —

dieses eine machte ihn nachdenklich; er drehte das Papier ein paarmal in seinen energischen Händen herum, weil die Aufgabezeit seine besondere Aufmerksamkeit erregte.

In den Morgenblättern hatte noch kein Wort über den sensationellen Fall gestanden; also mußte er in Roosendaal durch die Erzählungen des Bahnpersonals und der Mitreisenden bekannt geworden sein . . .

Als er dann aber auf dem Umschlag des fertigen und bereits versiegelten Briefes von Klothildes Handschrift die klaren Buchstaben „Monsieur René Rana, Marseille" mit noch nicht weiter ausgefüllter Adresse sah, machte er sich rasch eine Notiz auf seine Manschette. Der eben erst begonnene Brief, über den sie rasch ein Stück Löschpapier gelegt hatte, war an Henry Jones adressiert. Wie ein Brief an den Mann, mit dem sie in ein paar Tagen hätte getraut werden sollen, klang der zweifellos nicht. Da stand kühl und sachlich — und zwar in englischer Sprache:

Lieber Jones!

Sie haben sich heut früh in einer so sonderbaren Weise gegen mich benommen, daß ich Ihnen nur wiederholen kann: unter den augenblicklichen verzweifelten Umständen . . .

Weiter war sie nicht gekommen, da sie durch den plötzlichen Besuch des Kommissars gestört worden war.

„Wer ist dieser Herr René Rana?" dachte Duporc. „Wer ist der Mann, an den sie, noch unter dem allerersten Eindruck des Geschehens, sogleich ein Dankschreiben richtet?"

Als die aus ihrer Ohnmacht Erwachende eine Bewegung machte, nahm der Beamte, rasch eine erkünstelte, ruhige Haltung an.

Sie sah sich im Zimmer um, als wisse sie nicht, wo sie wäre. Doch noch bevor er nun die auf dem Schreibtisch befindliche Klingel hätte rühren können, um ein Glas Wasser bringen zu lassen, sank sie auf die Knie und schluchzte so herzzerbrechend, daß er versuchte, sie mit ein paar nichtssagenden Trostworten zu beruhigen:

„Aber ich bitte Sie, Fräulein Rondeel, Sie mußten doch darauf vorbereitet sein. Sie kannten die näheren Umstände. Ich bedauere außerordentlich, daß mein Telegramm erst die Gewißheit brachte. Aber wäre es tröstlicher gewesen, wenn Sie erst nach Wochen oder Monaten . . ."

Sie blieb vor dem Klubsessel auf den Knien liegen und sah sich das Telegramm noch einmal an.

„Kann es kein Irrtum sein?" fragte sie ganz geistesabwesend. „Ich kann es nicht glauben . . ."

„Hatten Sie denn etwas anderes erwartet?" sagte Duporc, während er sie mit seinen starken Armen aufhob und wieder in ihren Sessel setzte.

Sie schüttelte verneinend den Kopf.

„Ich möchte mich Ihnen nicht aufdrängen, Fräulein Rondeel", sagte er jetzt beinahe herzlich; „und ich kann mir lebhaft vorstellen, wie elend Sie sich fühlen müssen. Aber dennoch — —glauben Sie mir — hier darf nicht gezögert werden. Das würde ein zweites Verbrechen sein. Ein Mann wie dieser Jan Kikker, intelligent, gebildet, von tadellosem Ruf, kann die Tat nicht begangen haben, wenn es ihm nicht um einen Racheakt gegen den Verstorbenen zu tun war. Daß es ihm auf den Diebstahl angekommen wäre, vermag ich nicht ohne weiteres zu glauben. Und jetzt sagen Sie mir einmal in aller Aufrichtigkeit — jetzt, nachdem Sie Ihre Verlobung mit Henry Jones gelöst haben: gab es irgendeine Freundschaft oder Neigung oder, um kein anderes Wort zu gebrauchen, eine besondere Sympathie zwischen Ihnen und jenem . . ."

„Gebrauchen Sie kein böses Wort", unterbrach sie ihn. „Ich kann Ihnen nur sagen, daß mir ist, als müßte ich wahnsinnig werden. Dieses Telegramm ist das Schlimmste, was mir widerfahren konnte . . ."

„So lassen Sie mich denn zum letzten Male die Frage an Sie richten, Fräulein Rondeel", sagte er jetzt mit echtem Mitgefühl — „ob der verstorbene Herr Artur Rondeel sich nicht irgendwann einmal gegen Ihre Schwärmerei für den Sportsmann Jan Kikker ausgesprochen hat, der sein Privatsekretär war, und ob er Sie nicht einfach ausgelacht hat, als Sie von einer Möglichkeit sprachen — und ob er Ihnen dann nicht den Sohn seines Sozius Jones sozusagen aufgedrängt hat . . ."

„Ich lasse mich nicht zwingen!" sagte sie wieder sehr kühl; sie war viel zu stolz, um dem rothaarigen Kriminalkommissar alles einzugestehen. „Ich habe Henry Jones freiwillig genommen, und heute morgen habe ich ihm sein Wort zurückgegeben, weil er mir schändliche Dinge sagte."

„Was für schändliche Dinge?"

„Das geht nur mich und meinen bisherigen Verlobten an. Jetzt habe ich Ihnen alles gebeichtet, was ich zu beichten habe, und nun bitte ich Sie freundlichst . . ."

„Ich werde Sie nicht länger aufhalten", sagte Nathan Marius Duporc, „das übrige werde ich auch ohne Ihre Hilfe . . . wollen Sie mir nur vielleicht noch gestatten, ein paar Fragen an Sie zu richten, die Ihnen vermutlich nicht peinlich sein werden?"

Sie nickte zustimmend, während sie den Eindringling heimlich verwünschte, andererseits nicht um die unangenehme Vorstellung herumkam, daß er sich all die Dinge, die auf dem Schreibtisch herumlagen, angesehen hätte, während sie bewußtlos gewesen war.

(Fortsetzung folgt.)

Wie Rose Engel einen Mann bekam.

Humoreske von Hannamaria Batschewski.

Lieber Leser, kennst du Kirchberg? Dann sollst du auch Rose Engel kennen lernen, das sonnige Töchterlein des alten, bärbeißigen Ökonomierats Engel. Alle Leute im Städtchen haben die Rose lieb und freuen sich, daß ihr Lebensglück tatsächlich vom Himmel gefallen ist. Soll ich erzählen, wie das zuging?

Die Rose war von klein auf ein lustig Ding, das gute Freundschaft mit dem Heute hielt und sich nicht viel um das Morgen kümmerte. Auch noch nicht, als sie schon lange Kleider trug und von allen Bekannten mit Fräulein angeredet wurde. Sie hatte ihre Hunde, Pferde und Tauben lieb und kümmerte sich um die Herrenwelt nur, wenn sie den alten Freunden ihres Vaters guten Tag sagen mußte. Um so mehr sorgte ihre Mutter, sie möchte als alte Jungfer sterben müssen und hielt für ihre Einzige Umschau unter den Söhnen des Landes.

„Rose, Rose wenn du nicht so ganz kindisch wärst, wie willst du mal einen Mann bekommen? Alle anderen gehen weg wie die warmen Semmeln, du wirst gar nicht beachtet, wenn wir in Gesellschaft sind."

Rose lachte dann herzhaft. „O Mama, ich werde erst 19 Jahre. Vielleicht ertanze ich mir im Winter einen Mann, aber wenn's nicht ist, ich kann doch keine Angelschnur im Tanzsaal halten, wie Oerbers Fritz, wenn er Hechte angelt. Paß auf, ich krieg' mal was ganz Besonderes, mir fällt einer vom Himmel."

Danach faßte sie ihre kugelrunde Mama um die Taille und wirbelte sie im Zimmer herum, bis die alte Dame sich scheltend losmachte. —

Wenn die Sonne im Juni so recht warm auf das frischgeschnittene Heu schien, hielt Engels Rose ihren Mittagsschlaf auf der Wiese. Das gefiel ihr so ausgezeichnet, daß sie meistens die Kaffeezeit darüber vergaß.

Einmal — es geht nicht anders, ich muß im Märchenton sprechen — also einmal erging es ihr wieder so. Sie krabbelte aus dem Heu, schüttelte die Halme vom Kleid und wollte schnell den Wiesenpfad entlanglaufen, um nach Hause zu kommen. Da flatterte etwas aus der Sommerluft herunter und fiel zu ihren Füßen nieder. Ein kleines Sandsäckchen mit einem Kuvert daran, auf dem gedruckt stand: „Ballonnachricht! Sofort aufmachen!" Rose sah nach oben. Nahe den weißen Federwölkchen schwebte ein Ballon, der die Post geworfen hatte. Die Leute in der Gondel waren nicht zu erkennen, aber Rose Engels scharfen Augen kam es doch so vor, als hintierten die da oben mit Fernrohren und schauten eben nach dem Verbleib ihres Briefes aus. Sie machte neugierig den Umschlag auf:

„Ballon Liliput. Aufstieg Chemnitz 1.50. Elbe überflogen 2.50. Hoffen, bei Berlin zu landen. Wind und Wetter günstig. Geschwindigkeit zirka 45 Kilometer die Stunde. An Bord alles wohl." 26. 5. 19..

D ö v e n, Bergingenieur, Chemnitz
W i n t e r, Maschineningenieur.

Darunter aber stand mit Blei gekritzelt:

„Hans Winter, Maschineningenieur, Chemnitz, Lindenstraße 6, macht heute seine erste Ballonfahrt und wirft die erste Ballonpost. Darum: Wer dieses hochwichtige Dokument findet, sende es bitte an den Absender. 20 Mark Finderlohn sind ihm gewiß. Sollte es aber in die Hände einer hübschen jungen Dame fallen, so wolle sie bitte ihren Namen nicht verschweigen und sende es zurück, auf daß vielleicht Hans Winter noch werden möge Hans im Glück."

Rose lachte herzhaft und steckte den Brief in die weiße Sommerbluse. Was für ein drolliger Mensch mußte das sein, dieser Hans Winter, der sich frank und frei aus der Luft herunter zum Freier anbot.

Zu Hause schrieb sie unter die Epistel des Luftschiffers nur ein paar Worte: „Finderin: Rose Engel-Kirchberg." Dann steckte sie den Zettel in einen Umschlag und trug ihn zum alten Moritz, der jeden Abend die ausgehenden Postsachen fortbringen mußte. Heimlich, denn die Mama würde ihr streng verboten haben, einen solchen Unsinn auszuführen.

*

Hans Winter saß mit seinem Freunde Döven vor einer Flasche Rüdesheimer und trank auf die glückliche Fahrt des „Liliput" am vorigen Tage.

„Wer nur meinen Brief gefunden haben mag, Döven?"

„Tja . . . was weiß ich! Meine beiden sind vorhin gekommen, den einen hat ein Gutsknecht bei Wittenberg, den anderen ein Volontär hinter Luckenwalde gefunden. Dein Angebot wird wohl kein Mensch liegen sehen."

„Schade, daß die Sonne so grell war, ich hätte es sonst verfolgen können, aber etwas Weißes sah ich auf der Erde sich bewegen."

„Denkst du, auf der menschenleeren Wiese da unten ist ein Engel umhergekrabbelt, der deine Botschaft aufhob?"

In dem Augenblick kam die Abendpost und brachte einen Brief.

„Paß auf, der gehört mir!" sagte Winter.

„Abwarten!" Döven riß das elfenbeinfarbige Kuvert auf: „Tatsächlich!"

„Wer ist Finder?"

„Rose Engel, Kirchberg."

Sie sahen sich an und lachten.

„Rose und Engel, siehst du mein Freund, was willst du mehr? Eben lachst du mich noch aus und spottest über den weißen Engel und nun . . . na, was sagst du nun dazu?"

„Du bist eben Hans im Glück."

„Aber wie soll ich den Rosenengel, die Engelrose kennen lernen? Ich kann doch nicht einfach nach Kirchberg fahren und sagen: „Hier bin ich!"

„. . . tja . . . das geht nicht. Halt! Bei Kirchberg liegt Bewerode, da ist am 7. Juli Brunnenfest, vielleicht kommt Rose Engel auch dahin . . ."

„Wenn ihr Vater nun aber Schuster oder Schneider in armen Verhältnissen ist, kann sie doch nicht mitmachen."

„Ach was, versuch's! Wer nicht wagt, gewinnt nicht. Danach sieht das Kuvert nicht aus. Kann ebensogut ein steinreicher Onkel sein, der dich simplen Ingenieur mit keinem Auge ansieht. Fahr hin, Hans im Glück!"

„Na, denn man tau. Ich bin auf den Ausgang gespannt. Prosit auf frohe Erfüllung!"

„Und Wiedersehen am Verlobungstisch!"

*

Wie das wogte und schwirrte, lachte und flirtete auf dem Bewerober Brunnenfest. Und dazu der strahlende blaue Himmel mit all seiner goldenen Sonnenpracht. Seit zehn Jahren war das Fest allemal verregnet, und keine Hausfrau in Bewerode setzte Wäschetrocknen auf den Brunnenfesttag an. Aber diesmal foppte Frau Sonne die Vorsichtigen und leuchtete den ganzen Tag über die vielen braunen und blonden Köpfe auf dem großen Kurplatz.

Nur Rose Engel aus Kirchberg machte wieder ein bekümmertes Gesicht. Eben hatte die Mama ihr wieder eine Standrede gehalten, weil sie sich um die jungen Herren gar nicht kümmerte.

Rose blieb zurück und setzte sich auf eine der leeren Bänke. Sie hatte sich zu sehr gefreut auf diesen Tag. So lustig war sie gekommen, und nun hätte sie weinen mögen. Warum durfte sie denn hier nicht ebenso fröhlich sein, wie zu Hause? Zwischen den schwatzenden, flirtenden Herren und Damen, denen sie vorgestellt worden war, fühlte sie sich unbeholfen und schüchtern. Einige Freundinnen wollten sie zum Blumensuchen abholen, aber Rose blieb lieber allein auf ihrer Bank.

Derweil stand Ingenieur Hans Winter am Büfett dem freundlichen Kurhauswirt gegenüber und fragte ihn nach Rose Engel aus Kirchberg. „Ob ich das Fräulein kenne? Na, ob! Ökonomierats blonde Rose! Fräulein Rose wird wohl unten irgendwo auf dem Festplatz sein."

„Wenn ich nur wüßte, wie sie aussieht." Der Wirt schmunzelte. Die Rose war sein Liebling vor allen andern, als kleines Mädchen hatte sie mit seinen Töchtern viel gespielt.

„Wie sie aussieht? Bildhübsch! Blonde Haare, blaue Augen, Kirschenmund!"

Winter lächelte. „Ja, aber . . . ich weiß doch noch nicht . . ."

„Ach so, was sie an hat, meinen Sie? Weißes Kleid mit viel hellblauem Band. Mehr kann ich Ihnen auch nicht sagen. Versuchen Sie mal Ihr Heil unten." Er nickte lachend und wandte sich anderen Gästen zu.

Hans Winter ging langsam die Allee nach dem Festplatz hinunter. O, Rose, Engel, wo steckst du? Er schlenderte an den einzelnen Gruppen vorbei, die lachend und scherzend über das Fest plauderten, aber seine Rose schien nicht inmitten all dieser Blumen zu sein. Wie zufällig kam er an der einsamen Bank vorüber. Gleich einem Funken fiel's in seine Gedanken: „Da sitzt Rose Engel! Weißes Kleid mit viel blauem Band, blaue Augen, blondes Haar, Kirschmund, alles stimmt, aber so jämmerlich sieht das liebe Ding darein."

Er trat auf sie zu und zog tief den Hut. „Verzeihung, gnädiges Fräulein, ist auf dieser Bank noch ein Plätzchen für einen müden Wanderer frei?" Sie blickte auf und errötete vor seinem teilnehmenden Blick.

„Bitte, ja, hier ist noch viel Platz."

Er wollte um jeden Preis Gewißheit haben.

„Gestatten Sie bitte, mein Name: Hans Winter, Ingenieur aus Chemnitz."

Wie wenn ein Blitz vor ihr niedergegangen wäre, sprang Rose auf.

„Sie sind . . ."

„Ganz recht, Hans Winter aus Chemnitz, und Sie sind Fräulein Rose Engel aus Kirchberg, nicht wahr?"

„Ja, aber . . ."

„Wie ich das weiß, woher und warum ich komme, möchten Sie wissen, gelt? Ich will Ihnen alles treulich berichten, aber vorerst sagen Sie mir, warum Sie so traurig ausschauen."

„Ach, Mama hat vorhin so gescholten, daß ich mit ein paar jüngeren Schulfreundinnen umherspielte. Ich soll gesetzt werden, und ich bin doch so gern fidel!"

„Gesetzt werden? O, Fräulein Engel, bloß das nicht! Da muß jedes Tipselchen auf dem „i" beachtet werden, das erstickt zuletzt den Frohsinn. Bleiben Sie nur, wie Sie sind!". Sie lächelte ihn dankbar an.

„Nicht wahr, Sie haben neulich den Brief aus dem Ballon geworfen? Ich hatte Mama gar nichts gesagt, daß ich ihn zurückschicken wollte. Wenn sie es erführe, wäre sie böse. Mir machte es soviel Spaß. Daß Sie jemals darauf antworten würden, habe ich nicht gedacht."

„Wirklich nicht? Aber Fräulein Rose! Warum hätte ich denn meinen Wunschzettel vom Himmel fallen lassen? Mir ist's heiliger Ernst damit, Hans im Glück zu werden. Ich bin expreß nach hier gekommen, um „Finderin Rose Engel aus Kirchberg" kennen zu lernen."

„Wie konnten Sie denn wissen, daß wir heute in Bewerode sind?"

„Hans im Glück weiß alles, dem sagen's die Gnomen und Elfen . . . Nein, im Ernst, ich wußte, daß Kirchberg bei Bewerode liegt und hier heute Brunnenfest ist. Da brachte mein Freund Döven mich auf den Gedanken, daß Sie auch hier sein könnten. Ich freue mich, daß es wirklich so ist."

Sie waren so eifrig im Gespräch, daß sie beide das Kommen Mama Engels überhörten, bis sie plötzlich vor ihnen stand und ihr Töchterchen ganz erstaunt ansah. Rose wurde verwirrt. Hans Winter gar nicht. Er sprang auf, stellte sich vor und erzählte der alten Dame wahrheitsgetreu den Grund seiner Bekanntschaft mit Rose. Dabei schaute er sie so treuherzig an, daß die Ökonomierätin allen Zorn über die Heimlichkeit Roses vergaß und ihn bat, mit an ihren Tisch zu kommen.

Was nun im Verlauf dieses Nachmittags noch zwischen Hans und Rose gesprochen wurde, wissen sie beide am besten.

Und am nächsten Tage stand Hans Winter im Einverständnis mit Rose und ihrer Mama vor dem gestrengen Herrn Ökonomierat und bat ihn um die Hand seiner Tochter. Aber davon wollte der alte Herr nichts wissen. „Alles gut und schön, aber das Mädel soll einen Landwirt heiraten, was soll sie in der Großstadt? Weiße Wangen kriegen, alle Lebenslust verlieren und mir nachher sterben? Nee, mein Bester, wollen Sie Landwirt werden? Dann allenfalls, sonst nicht, basta!"

Aber lange dauerte des Ökonomierats Widerstand nicht. Er sah ein, daß seine Rose ohne ihren vom Himmel gefallenen Hans noch weißere Wangen bekommen würde als in der Großstadt und willigte in die Verlobung ein.

Wenn du nach Kirchberg kommst, lieber Leser, kennst du auch Rose Engel, nicht wahr? Zu Weihnachten soll ihre Hochzeit sein, und das Sandsäckchen mit dem Wunschzettel will das junge Paar unter Glas und Rahmen setzen lassen.



Bunte Chronik



*** Tiere als Schwerathleten.** Der Mensch, der von der „Höhe" seines Intellekts und seiner Körperausmaße auf die Tierwelt und die Vorgänge in ihr herabzusehen gewohnt ist, kommt leicht in die Versuchung, die dort vollbrachten Leistungen zu unterschätzen. Bei etwas aufmerksamerer Beobachtung muß es uns aber mit Erstaunen erfüllen, welche Körperkräfte viele der Tiere entwickeln, so daß sie im Verhältnis zu ihren Körperausmaßen Leistungen hervorbringen, die selbst die Leistungen unserer erfolgreichsten Schwerathleten in den Schatten zu stellen geeignet sind. Groß ist die Zahl der Beispiele, die hier angeführt werden könnten. Das auffälligste und bekannteste ist wohl immer noch die Ameise, die, wie wir wohl alle schon zu beobachten Gelegenheit hatten, oft Gegenstände schleppt, die um ein vielfaches sie an Größe überragen. Erstaunlich ist es aber auch, daß etwa ein Hühnerhabicht es fertig bringt, ein Haushuhn fortzutragen, daß ein junger Fuchs ein ausgewachsenes Kaninchen, ein alter Fuchs einen Hasen ganze Strecken weit tragen kann. Auch der Wolf ist solch ein „Schwerathlet", wenn er ein Schaf, das er aus dem Stalle sich geholt hat, in schnellem Tempo in die Sicherheit des Waldes entführt und dabei noch manche Hindernisse zu überwinden in der Lage ist. Er wird aber in dieser Hinsicht noch beinahe übertroffen von seinen größeren Genossen der Wildnis, dem Bären und dem Löwen, von denen der erstere, wenn es darauf ankommt, ein Rind, der letztere aber eine Ochsen fortschleppen kann. — Wenn es hier der viel zitierte „Kampf ums Dasein" ist, der die Tiere zu solchen Höchstleistungen herausfordert, so haben wir von Jägern auch viele Zeugnisse, daß auch die Jagdhunde oft geradezu Erstaunliches als Lastträger leisten und zwar ist es hier vielfach der Ehrgeiz und der Wunsch, andere Hunde nicht an die einmal gewonnene Beute herankommen zu lassen, der anregend und anspornend wirkt.

*

*** Täglich sieben Telephongespräche über den Ozean.** Die Zahl der Telephongespräche, die über den Ozean hinüber geführt werden, beläuft sich gegenwärtig täglich auf durchschnittlich sieben nach Aussage der Verwaltungsbehörden, eine Zahl, die immerhin recht erheblich erscheint, wenn man die hohen Kosten bedenkt, die solch ein Telephongespräch verursacht. Im ganzen erfolgen etwas mehr Telephonanrufe von amerikanischer Seite aus, ihr Verhältnis zu den englischen Anrufen ist etwa wie 4 : 3. Die Dauer der Gespräche wird mit 3—15 Minuten angegeben. Was die Art der Gespräche anbetrifft, so sind es natürlich vorwiegend Gespräche geschäftlichen Inhalts, aber auch von Privatpersonen wird die neue Einrichtung immer wieder benutzt. — Heute steht es schon so, daß die erzielten Einnahmen die Verwaltungskosten decken, und man geht mit dem Gedanken um, die Gebühren für das Einzelgespräch nächstens herabzusetzen, was natürlich sehr beträchtlich zur weiteren Benutzung anregen würde, da vorläufig die sehr hohen Unkosten eine starke Hemmung bedeuten und nur Geschäftsleute, denen viel an einer schnellsten Verständigung gelegen sein muß oder ganz besonders vom Gotte Mammon bevorzugte Privatpersonen sich ihrer bedienen können. Einen weiteren Anreiz zur Benutzung des transatlantischen Telephons bildet die Tatsache einer neuerdings durchgeführten technischen Verbesserung, so daß die Verständigung jetzt gut, zum Teil schon sehr gut sein soll.

*

*** Ein zweihundertjähriger Klub.** Seit zweihundert Jahren versammeln sich mit unfehlbarer Sicherheit an einem Tage der Woche, der möglichst nahe an Vollmond liegt, die Mitglieder des Faversham Farmers Club in Kent; die bei diesen Zusammenkünften beobachteten Formen sind eigenartig genug, um kurz geschildert zu werden. — Der Klub soll satzungsgemäß nicht mehr als zwölf Mitglieder zählen, deren jedes die übrigen einmal im Laufe eines Jahres in seinem Hause zu Tisch bitten muß. Noch heute werden die alten, auf Pergament geschriebenen Statuten sorgfältig in einem silbernen Behälter aufbewahrt. Die wichtigsten Bestimmungen lauten: 1. Es darf nur ein einziger Gang gereicht werden, der Punkt zwei Uhr auf dem Tische stehen muß. (Man hat hierdurch vermutlich verhindern wollen, daß die Mitglieder durch allzugroßen Aufwand einander zu übertreffen suchten.) 2. Jeder darf soviel trinken wie ihm beliebt. Deswegen schenkt sich jeder selbst ein, und wartet nicht, bis ihn ein Nachbar bedient, wie es sonst vielfach in England Sitte ist. — Artikel 6 bestimmt, daß der Gewinn aus allen Wetten und Kartenspielen zum Besten des Klubs verwandt werden muß. — Die Regeln werden noch heute befolgt, mit Ausnahme der Bestimmung über die Beschränkung der Mitgliederzahl, die im Laufe der zweihundert Jahre mehrfach durchbrochen wurde, indem die Anzahl der Mitglieder zuweilen bis auf dreißig gestiegen ist.

Lustige Rundschau



*** Im Kino.** Die kleine Mathilde sitzt mit ihrer Mutter im Lichtspielhaus. Der Held des Gesellschaftsdramas in sieben Akten hatte sich benommen, wie die Zuschauer es erwarteten und wünschten. Mit gespannter Aufmerksamkeit sah man ihn jetzt auf seine Heldin zustreben, die mit weit ausgebreiteten Armen in einem Polstersessel seiner harrte. Nun beugt er sich zu ihr nieder und in langem, von den Zuschauern mit den mannigfachsten Gefühlen nachempfundenem und miterlebtem Kusse berühren sich ihre blassen Leinwandlippen. In der Todesstille des Theaters fragt in diesem Augenblick die kleine Mathilde ihre Mutter: „Sie hat ihn gern, Mutti, gell?"

*

*** Anerkennungsschreiben.** „Früher litt ich sehr unter Kopfschuppen. Seit ich Ihr Fabrikat allmorgendlich anwende, ist mein Rockkragen nie mehr mit Schuppen bestäubt. Aus diesem Grunde kann ich Ihren Staubsauger nur empfehlen. Hochachtungsvoll K. M."

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.